



Klaus Fitschen

Liebe zwischen Männern?

Der deutsche Protestantismus
und das Thema Homosexualität



Christentum und Zeitgeschichte 3

Liebe zwischen Männern?

Christentum und Zeitgeschichte (CuZ)

Band 3

Im Auftrag der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft
für Kirchliche Zeitgeschichte

herausgegeben von Siegfried Hermle und Harry Oelke

Klaus Fitschen

Liebe zwischen Männern?

Der deutsche Protestantismus
und das Thema Homosexualität



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und
strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Über-
setzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Kai-Michael Gustmann, Leipzig
Coverbild: © thinkstock/Emdurodog
Satz: Steffi Glauche, Leipzig
Druck und Binden: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-374-05588-3
www.eva-leipzig.de

Inhalt

I.	Worum es geht	7
II.	Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt	19
III.	Man kann darüber sprechen: Beratung statt Kriminalisierung in der Kirche	28
IV.	Der Weg zur Großen Strafrechtsreform	41
V.	Die Große Strafrechtsreform als Herausforderung für die Kirche	49
VI.	Die Initiative »Homosexuelle und Kirche« (HuK)	61
VII.	Sexueller Nonkonformismus im Einheitsstaat: Die Entwicklung in der DDR	75
VIII.	Initiativen lesbischer Frauen unter dem Dach der Kirche	100
IX.	Der »Fall« Klaus Brinker	107
X.	Die Intensivierung der innerkirchlichen Debatten in den 1980er Jahren	115
XI.	Die »Orientierungshilfe« der VELKD von 1980	124
XII.	Der »Fall« Eduard Stapel	136
XIII.	Ein konservativer Exponent: Die Evangelisch- Lutherische Kirche Sachsens	140
XIV.	Ein liberaler Exponent: Die Rheinische Kirche	151
XV.	Kaleidoskopartige Einblicke in andere Landeskirchen	170
XVI.	Der gescheiterte Versuch einer gesamtkirchlichen Linie: »Mit Spannungen leben«	179

XVII. Die Kirche unter Zugzwang: neue Lebensformen, neue Gesetze	187
XVIII Auf der Höhe der Zeit - und doch ernüchtert.	194
XIX. Epilog	199
Quellen und Literatur	200

I. Worum es geht

What is this thing called love, this funny thing called love?

(Cole Porter)

Warum gibt es Linkshändigkeit? Niemand weiß es, und es gibt für das Phänomen der Linkshändigkeit keine schlüssige medizinische oder psychologische Erklärung. Dabei wurde durchaus ein gewisser Aufwand getrieben, um dem Phänomen auf die Spur zu kommen. Sollte die Ursache etwa eine vorgeburtliche Hormonstörung sein? Oder gibt es ein Linkshändigkeits-Gen? Oder handelt es sich um die Folge einer hirnhysiologischen Störung? Alle diese Fragen sind gestellt worden und unbeantwortet geblieben. Für Linkshändigkeit gibt es keine Erklärung. Links- und Rechtshändigkeit sind beides Varianten von »Händigkeit«, wobei alle Rechtshändigen ja auch ihre linke Hand brauchen und umgekehrt. Alle Menschen sind in gewisser Hinsicht »bihändig«.

Was Linkshändigkeit lange Zeit als Problem erscheinen ließ, war ihre Minderheitenposition: Es gibt nun einmal weniger links- als rechtshändige Menschen. Linkshändige sind nicht »normal«, und sie sollten zur »Normalität« bekehrt, also erzogen werden. Diese Umerziehung von linkshändigen Kindern auf Rechtshändigkeit, die noch bis in die 1970er Jahre hinein üblich war, endete im besten Falle in einer krakeligen Handschrift und im schlimmsten in psychischen Störungen.

Nun wäre es eine gute Gelegenheit gewesen, die Linkshändigkeit auch zu einem theologischen Thema zu machen. Was hat sich Gott dabei gedacht, als er linkshändige Menschen schuf? In der Bibel wird Linkshändigkeit zweimal im Alten Tes-

tament im Richterbuch erwähnt (Richter 3,15 und 20,16), und an der ersten Stelle gilt diese Eigenschaft als eine Art Behinderung: Der Richter Ehud war nämlich nicht einfach linkshändig, wie die Lutherbibel übersetzt, sondern er war, so ist der hebräische Text wohl zu verstehen, an seiner rechten Hand behindert. Das hier gegebene Übersetzungsproblem löst die griechische Übersetzung des Alten Testaments mit einem Begriff, der so viel wie »beidrechtshändig« bedeutet – »bihändig«, könnte man sagen. Gerade dafür wird Ehud gelobt, und offensichtlich ist niemand auf die Idee gekommen, aus dieser Bibelstelle, die ja eigentlich ein Defizit beschreibt, eine theologische Theorie über Linkshändigkeit zu entwickeln. Für die Diskriminierung von Linkshändigkeit bedurfte es keiner biblischen oder theologischen Flankierung, immerhin.

Vergleiche hinken immer, aber wer sich mit dem Thema Homosexualität und seiner medizinischen, psychologischen und eben auch theologischen Einordnung befasst, könnte den Eindruck haben, hier läge eine Parallele vor, und dieser Eindruck ließe sich auf gegenwärtige Genderdebatten noch ausdehnen. Sexualität, so könnte man sagen, ist ein Identitätsmerkmal wie Händigkeit, nur vielfältiger: hetero, homo, bi, trans, queer – die Liste ist offen. Das klassische Gegenargument wäre, dass in der biblischen Schöpfungsgeschichte steht, Gott habe den Menschen als Mann und Frau geschaffen, was freilich auch schon eine Interpretation ist, denn es heißt dort, er (oder sie) habe den Menschen männlich und weiblich geschaffen. Und heißt es nicht im Kleinen Katechismus Martin Luthers: »Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen«? Das sollten alle Menschen für sich sagen dürfen.

Nun ist dies ein Buch zu einem Thema der kirchlichen Zeitgeschichte. Es ist nicht »sexualethisch« gemeint oder »theolo-

gisch«, und es ist darum auch kein Ratgeber für heutige Positionsbestimmungen. Die einleitende Reflexion ist letztlich eine sachfremde Abirrung, kann aber darauf einstimmen, dass der Autor dieses Buches durchaus eine Position vertritt. In diesem Buch wird aber keine Exegese oder Hermeneutik betrieben, und es werden auch nicht ethische Analysen evaluiert. Es wird Menschen geben, die dieses Buch mit Sympathie lesen, und andere, die es mit wachsender Antipathie lesen. In der evangelischen Kirche hat sich ein konservatives Teilmilieu erhalten, das sich stets neu der gleichen biblischen Texte vergewissert, das davon ausgeht, dass es eine Schöpfungsordnung gibt, in der die Männer Männer und die Frauen Frauen sind und Heterosexualität gottgewollt, alles andere aber ungewollt und Sünde ist. Mag dieses Teilmilieu auch immer kleiner geworden sein – lautstark ist es geblieben und nutzt dabei den Resonanzraum des landeskirchlichen Protestantismus.

Das vorliegende Buch ist darum auch eine Detailstudie zum innerprotestantischen Pluralismus, wie es ihn auch in anderen Bereichen wie der Friedensethik gibt, nur dass sich das Thema Sexualität besser dafür eignet, Ressentiments zu bedienen. Was heute im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten fehlt, ist freilich die Übereinstimmung der von den konservativen evangelischen Kreisen vertretenen Positionen mit denen, die in großen oder größeren Teilen der Gesellschaft vertreten werden, selbst wenn dies oft behauptet wird. Mit verdeckten Ressentiments, die es auch noch in großem Maße gibt, ist andererseits nur schwer ein Bündnis einzugehen: Für Schwulenhass (»Homophobie«) brauchen die meisten Menschen kein christliches Feigenblatt.

Was die im Blick auf dieses Thema weitgehend nur noch innerkirchlich geführten Debatten für die Kirchenmitglieder be-

deuten, hat sich leider nicht klären lassen. Dazu bedürfte es einer soziologischen Untersuchung. Treten Schwule und Lesben (um bei der größten Gruppe der nicht eindeutig heterosexuellen Menschen zu bleiben) vermehrt aus der Kirche aus oder sind sie es schon längst? Ist dies in »liberalen« Landeskirchen weniger der Fall als in konservativen wie der Evangelisch-Lutherischen Kirche Sachsens?

Im Übrigen ist der landeskirchliche Protestantismus mit dem Thema Homosexualität nicht allein: Auch in der methodistischen Kirche hat es in den letzten Jahren kontroverse Debatten gegeben, wenn auch mit zeitlicher Verzögerung gegenüber den landeskirchlichen. Die Trauung homosexueller Paare ist dort ebenso wie die Ordination homosexueller Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht möglich – noch nicht, könnte man vermutungsweise sagen. Anders sieht dies in der katholischen Kirche aus, die hier vollständig ausgeblendet worden ist. Die Entscheidungsprozesse und -maßstäbe sind hier ganz andere und nicht mit den Verhältnissen in der evangelischen Kirche vergleichbar, auch wenn der Leidensdruck von Homosexuellen in beiden Kirchen lange vergleichbar war.

Als ein Ergebnis (und vielleicht ist es auch nur eine These) kann schon hier festgehalten werden, dass Veränderungen der rechtlichen und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen immer auch eine Veränderung der Urteilsbildung innerhalb von Theologie und Kirche nach sich gezogen haben. Dass dies in konservativen Teilmilieus des deutschen Protestantismus eben nicht so war, ist aber auch ein Ergebnis. Dieses Buch zeichnet also innerkirchliche Debatten nach, Debatten, die letztlich zu dem Befund führen: Auch Männer können lieben, ganz natürlich. Sogar einander. Und das gilt natürlich auch für Frauen. Und es könnte in der kirchlichen Urteilsbildung bald

auch für Queere, für Transgender, für wen auch immer gelten, solange der Protestantismus noch einigermaßen einen Querschnitt der deutschen Gesellschaft repräsentiert.

Das Bezugsfeld dieses Buches ist also insgesamt der deutsche Protestantismus, und das in gesamtdeutscher Perspektive. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) als Dachverband der evangelischen Landeskirchen und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland (VELKD) als gesamtkirchlicher Zusammenschluss der meisten lutherischen Kirchen, der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR (Kirchenbund) und die evangelischen Landeskirchen bilden dieses Bezugsfeld im Einzelnen. Dieses Buch konnte allerdings nicht »vollständig« in dem Sinne sein, dass alle evangelischen Landeskirchen gleichermaßen berücksichtigt wurden; die Debatten sind aber zeitlich versetzt immer ähnlich und auch in ihren Anfängen abhängig von Rahmenvorgaben durch die EKD und VELKD - anders ist dies in den evangelischen Landeskirchen in der DDR, da der Kirchenbund sich aus der Urteilsbildung heraushielt.

Dass sich kirchliche Organe - Kirchenleitungen, Synoden, Bischöfinnen und Bischöfe - überhaupt mit dem Thema intensiv befassten, war eine Reaktion auf die gesellschaftlichen Veränderungen, die auch in die Kirche Einzug hielten, und das hatte vor allem zwei Auslöser: das Outing homosexueller Theologen, das die Frage ihrer Zulassung zum Pfarrdienst (bzw. der Entfernung aus demselben) aufwarf, und den Wunsch gleichgeschlechtlicher Paare, sich trauen oder segnen lassen zu wollen. Beides machte sich um das Jahr 1980 öffentlichkeitswirksam bemerkbar, und es führte zu einer Praxis des inhaltenden Widerstandes von kirchenoffizieller Seite, der aber nicht verhindern konnte, dass heute, also nur 40 Jahre

später, schwule und lesbische Vikarinnen und Vikare ganz selbstverständlich ordiniert werden, gleichgeschlechtliche Paare im Pfarrhaus leben und alle Menschen, die eine bürgerliche Ehe eingehen, dies auch kirchlich tun können – wenn auch nicht überall im vollen Sinne. Die evangelische Kirche hatte also in ihren eigenen Reihen den gesellschaftlichen Wandel zu moderieren, könnte man sagen, und sie hat diese Aufgabe insgesamt nicht schlecht bewältigt, freilich um den Preis der Erkenntnis, dass theologische Bedenken weder außerhalb noch innerhalb der Kirche den Wandel aufhalten können. Die Lebenswirklichkeit hat den kirchlichen Apparat von Denkschriften, Orientierungshilfen und Stellungnahmen in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer schneller eingeholt und überholt. Daran haben jene mutigen Menschen großen Anteil, die sich geoutet haben und dadurch zu kirchenamtlichen »Fällen« wurden, die berufliche und persönliche Nachteile auf sich nehmen mussten. Positiv ausgedrückt heißt das, dass Menschen allmählich durch diese »Fälle« innerhalb der Kirche ermutigt wurden, zu ihrer sexuellen Identität und zu ihrer Liebe zu anderen zu stehen.

Einer dieser »Fälle« ist der des in Hannover tätigen Pfarrers Klaus Brinker, und darum ist die Hannoversche Landeskirche in diesem Buch beispielhaft herangezogen worden. Eine weitere interessante Landeskirche ist die Rheinische, die sich schon früh intensiv mit der Frage der Homosexualität befasst hat. Die Archive beider Landeskirchen haben für dieses Buch wertvolles Material geboten. Das Evangelische Landeskirchliche Archiv in Berlin (ELAB) verfügt über Bestände, die nicht nur diese Landeskirche betreffen, wie überhaupt die Archivbestände einzelner Landeskirchen durch das gesammelte Material und Korrespondenzen gute Seitenblicke auf andere Lan-

deskirchen und auch auf die EKD und die VELKD ermöglichen. Das gilt für das Evangelische Zentralarchiv (EZA) in Berlin ohnehin. Einen besonderen Überlieferungsbestand stellt das Archiv der »Ökumenischen Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche« (HuK) in Nürnberg dar, das letztlich ein Privatarchiv ist. Für die Möglichkeit, hier recherchieren zu können, bin ich den Verantwortlichen dankbar. Die hier benutzte Hauptquelle ist das Informationsblatt (inzwischen »Nachrichtenmagazin«) für Mitglieder (»HuK-Info«). Im Übrigen sind natürlich alle Personen, die nicht weiter öffentlich geworden oder als kirchliches Personal Teil des öffentlichen Lebens sind, anonymisiert worden. Die Konzeption der Reihe, in der dieses Buch erscheint, sieht vor, dass die Bände nur wenige Endnoten enthalten sollen. Da gerade bei der Angabe von Archivalien die Auswahl schwierig ist, sind die Archivbestände wie auch die Literatur (in Auswahl) in einem Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluss dokumentiert; auf Anmerkungen ist gänzlich verzichtet worden.

Den zeitlichen Kern des Buches bildet eine Spanne, die in den späten 1970er Jahren mit dem »Fall Brinker« beginnt und um das Jahr 2000 mit dem Lebenspartnerschaftsgesetz von 2001 und den kirchlichen Debatten um Segnungsgottesdienste endet – freilich sind die Linien in die Gegenwart und in die Vergangenheit hinein weiter ausgezogen worden. Marksteine der Entwicklung sind vor allem die Reformen des § 175 StGB und seine Aufhebung im Jahre 1994. Dadurch änderte sich die Rechtslage entscheidend und damit auch der Rahmen des gesamten Themas. Theologische, ethische oder kirchliche Stellungnahmen hatten im Strafgesetzbuch keinen Referenzpunkt mehr und verloren dementsprechend an Plausibilität und gesellschaftlicher Wirkung. In den folgenden Jahren konzen-

trierten sich die Debatten um die Frage, ob homosexuelle Pfarrer (oder Pfarrerinnen) in Partnerschaft im Pfarrhaus leben durften und ob eine Segnung oder Trauung homosexueller Paare möglich sei. Dazu lagen 1980 (»Gedanken und Maßstäbe zum Dienst von Homophilen in der Kirche«) und 1996 (»Mit Spannungen leben«) kirchenamtliche Stellungnahmen im Sinne von »Orientierungshilfen« vor.

Der weitere zeitliche Rahmen wird in dieser Darstellung nicht über die Zeit vor 1945 hinaus ausgedehnt, nur hier und da wird auf Entwicklungen davor zurückgegriffen, vor allem in rechtlicher Hinsicht. Die Geschichte des Lebens von Homosexuellen, nicht zuletzt im antiken Griechenland, spielt im öffentlichen und kirchlichen Diskurskontext gelegentlich eine Rolle, aber keine entscheidende. Prägender für Recht, Mentalität und Erklärungsversuche sind die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Traditionen, nicht zuletzt aber ein scheinbar wissenschaftlicher Ansatz, der immer wieder psychologische und medizinische Aspekte ins Spiel brachte. Die psychologischen und medizinischen Erkenntnisse waren aber genauso einem Wandel unterworfen wie die theologischen – sie waren nämlich auch nichts anderes als ein Widerhall der gesellschaftlichen Entwicklungen und von dem gleichen »Zeitgeist« abhängig.

Dafür mag das Beispiel der zweiten Auflage des protestantischen Standwerks »Die Religion in Geschichte und Gegenwart« (RGG) stehen: In seiner ersten, am Anfang des 20. Jahrhunderts erschienenen Auflage kannte es noch gar keinen Artikel »Homosexualität«. Erst die zweite, zwischen 1927 und 1931 veröffentlichte Auflage enthält das Stichwort; den dazu gehörenden Artikel verfasste Robert Eugen Gaupp, ein in Tübingen lehrender Psychiater und Neurologe. Gaupp war in seiner Zeit

eine Größe seines Faches mit einer eindeutigen Positionierung: Er war ein führender Rassenhygieniker und Anhänger der Zwangssterilisierung von geistig behinderten Menschen. Gaupps Lexikonartikel begann mit einer für die Zeit typischen Begriffskaskade: »Homosexualität = gleichgeschlechtliche Liebe (Synonyma: konträre Sexualempfindung, sexuelle Inversion, Homoerotismus, Uranismus, Urningtum, drittes Geschlecht, androgynes Geschlecht; bei Frauen auch lesbische Liebe oder Saphismus [sic!] genannt).« Gaupps Ausdrucksweise und Vorstellungswelt war ganz zeittypisch: Homosexualität wurde pathologisiert, und Begriffe wie »entartet« und »degenerativ« spielten dabei eine wichtige Rolle. »Echte Homosexualität aus abnormer Anlage« wurde von zeitweiliger Homosexualität in Pubertät und besonderen Lebensumständen unterschieden (»Matrosen, Kriegsgefangene, Fremdenlegion, Klöster«). Den Grund für Homosexualität fand Gaupp in psychischen Erkrankungen und hormonellen Fehlsteuerungen, und hierbei berief er sich sogar auf Magnus Hirschfeld. Homosexuelle, so Gaupp, seien »sehr häufig Psychopathen, nervöse Willensschwache, oft von starkem Sexualtrieb mit polygamer Neigung«. Homosexualität sei auch nicht heilbar, sondern allenfalls kontrollierbar durch »Stärkung des Willens, Abhärtung des Körpers, Ablenkung des Geistes auf andere Gebiete sozialer Betätigung oder produktiver Arbeit, Sublimierung des nicht unterdrückbaren homosexuellen Triebes«. Abschließend gab Gaupp noch Hinweise für die Ethik: Auch Homosexuelle könnten ethisch hochstehende Menschen sein, ihre Sexualität sei aber durch das Strafrecht einzuschränken. Einzig ganz im Geheimen vorgenommene homosexuelle Handlungen erwachsener und mündiger Personen seien zu tolerieren. Damit hatte Gaupp das zusammengefasst, was in Kir-

che und Gesellschaft wohl konsensfähig war und was Homosexuelle im Dritten Reich zu Tausenden ins Konzentrationslager brachte. Eben das aber musste als herrschende Meinung in Kirche und Theologie gelten.

Die theologische Ethik mitsamt ihrem Rückgriff auf Medizin oder Psychologie ist im historischen Rückblick also immer als Theologie im gesellschaftlichen und politischen Kontext ihrer Zeit zu verstehen. Für die Diskussionen im Raum der Kirche spielten und spielen natürlich vor allem Argumente eine Rolle, die sich auf Bibeltexte bzw. auf die Möglichkeiten ihrer Interpretation bezogen. Hier scheiden sich die Geister darüber, ob man mit der Zeit oder gegen sie gehen soll. Je näher man der Gegenwart kommt, desto vielfältiger werden dann die kirchlichen Entscheidungen und Debatten. Gerade in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Sachsens – dem beruflichen Standort des Verfassers – sind die Debatten um das Thema Homosexualität sehr lebendig und werden scharf geführt, jedenfalls von konservativer Seite aus.

Das Thema dieses Buches ist, dem Titel folgend, tatsächlich vor allem die Liebe zwischen Männern. Im Vorfeld hat es, seitdem das Buch angekündigt ist, dazu einige kritische Rückfragen gegeben, die in einem Brief an den Verlag in dem Vorwurf gipfelten, das Buch sei ein typisches Zeugnis für die patriarchale Verleugnung weiblicher Sexualität. Es wäre ein Missverständnis zu glauben, dass lesbische Frauen hier einfach ausgeblendet werden, und sie kommen in diesem Buch auch vor. Ich hätte dieses Buch auch nicht oder nicht so geschrieben, wenn ich nicht gerade von den lesbischen Frauen in meinem persönlichen Umfeld für das Thema Homosexualität sensibilisiert worden wäre, und ich verdanke vor allem einer dieser Frauen einen Lernprozess, ohne den meine Position

heute vielleicht immer noch die eines theologischen Bedenkenträgers wäre.

Allerdings ist daran zu erinnern, dass der inzwischen außer Kraft gesetzte § 175 des Strafgesetzbuches (StGB) ausdrücklich nur die »Unzucht unter Männern« erwähnte, dieser Paragraph aber nicht nur den rechtlichen, sondern lange auch den kulturellen Rahmen bildete, in dem kirchliche Stellungnahmen zu sehen sind. Der Untertitel »Der deutsche Protestantismus und das Thema Homosexualität« könnte also auch »Der deutsche Protestantismus und das Thema männliche Homosexualität« lauten (was nun freilich in den Obertitel »Liebe zwischen Männern« ausgelagert ist). Mit weiblicher Homosexualität haben sich kirchliche und theologische Verlautbarungen nie oder nur am Rande befasst. Schwule Männer, nicht lesbische Frauen bildeten den Anstoß. Sexualität, ja Liebe zwischen Männern erschien kriminell, abartig, sündhaft. In das Thema »Der deutsche Protestantismus und das Thema Homosexualität« gehören Frauen dennoch hinein, denn auch ihren Outings und Initiativen verdankt sich ein Aufbruch in den Reihen des deutschen Protestantismus, nicht zuletzt in der DDR. Daran, dass lesbische Frauen sich immer wieder von schwulen Männern ignoriert oder zurückgesetzt sahen, wird auch dieses Buch nichts ändern können. Es kann aber auch nicht als Beitrag zu einer solchen Ignorierung, Zurücksetzung oder »patriarchalen Verleugnung« gelesen werden, wenn man seinen Titel und seinen Inhalt recht versteht.

Ein eigenes Problem ist der Sprachgebrauch: In diesem Buch wird ebenso von Homosexuellen wie von Schwulen und Lesben gesprochen. »Schwul« und »lesbisch« sind von Schimpfwörtern zu Selbstbezeichnungen geworden, die sich auch im allgemeinen Sprachgebrauch schon weit durchgesetzt haben.

»Homosexuell« – ein Begriff, der im 19. Jahrhundert aufgekommen ist – ist eine neutrale Bezeichnung, die in diesem Buch gerade für die ersten Jahrzehnte der Debatte häufiger gebraucht wird als »schwul« oder »lesbisch« – Begriffe, die seit den späten 1960er Jahren verwendet, aber erst seit den 1980er Jahren selbstverständlich wurden. Bezeichnungen wie »homotrop« oder »invertiert« sind inzwischen aus dem Sprachgebrauch weitgehend verschwunden und haben sich als Notlösungen erwiesen, die die Sexualität von Homosexuellen letztlich verleugnen. Einzig das Wort »homophil« ist noch gängig, vor allem in evangelikalen Kreisen. In diesem Buch ist auch gelegentlich von »Betroffenen« die Rede – das Wort ist generell in Anführungszeichen gesetzt, also durchaus ironisch gemeint.

II. Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt

Wenn Homosexuelle es wagten, an das Licht der Öffentlichkeit zu treten, so wie es im 20. Jahrhundert zunehmend der Fall war, mussten sie sich lange in eine Selbststilisierung flüchten, die sich als Subkultur markierte oder, ganz im Gegenteil dazu, als besonders angepasste Kultur: In Zeitschriften von Homosexuellen für Homosexuelle, die in der Bundesrepublik in den 1950er und 1960er Jahren erscheinen konnten, gab man sich bürgerlich, kultiviert und männlich. Die Angepasstheit erklärte sich allerdings aus der dauernden Gefahr, dass die Zeitschrift verboten oder beschlagnahmt wurde. »Unzucht« und Gefährdung der Jugend waren die gängigen Gründe dafür. 1954 wurde der offene Verkauf solcher Zeitschriften untersagt. Das allerdings erging allen Zeitschriften so, die sich mit Sexualität befassten. Auf eine gewisse Liberalisierung nach 1945 folgte eine restriktive Phase, in der alles, was nach »Schmutz und Schund« aussah, indiziert wurde. Auch bei Beate Uhse fand Homosexualität im Übrigen nicht statt, und wenn, dann nur unbeabsichtigt, weil in den späten 1960er Jahren auch nackte Männer in ihren Versandkatalogen abgebildet wurden.

Sexualität spielte in den »homosexuellen« Zeitschriften auch nur versteckt eine Rolle, vielmehr ging es um geradezu asexuelle Freundschaft unter »homophilen« Männern – ein Ansatz, den schon Zeitschriften dieser Art vor 1933 hatten. Männlichkeit und Kameradschaft waren Leitbilder, die politisch eigentlich ganz anderswohin gehörten, hier aber bemüht wurden. »Tunten« waren also unerwünscht. Das Eros der Antike in

Reinheit und Schönheit wurde beschworen, also die sublimierte Liebe zum gleichen Geschlecht. Hinzu kam das Werben um Toleranz und Akzeptanz, das aber bei den eigentlichen Adressaten gar nicht ankommen konnte, da sie die Blätter ja nicht lasen. Das dauerhafteste Forum war »Der Kreis« (man gab sich als Lesezirkel), eine Zeitschrift, die von 1943 bis 1967 in Zürich erschien und über die Schweiz hinaus nach Deutschland und in andere Länder ausstrahlte. In der Schweiz war Homosexualität schon 1942 entkriminalisiert worden, Homosexuelle wurden aber weiterhin diskriminiert. Davon erzählt der 2014 veröffentlichte Film »Der Kreis«, der auch in deutschen Programmkinos zu sehen war.

Der polizeiliche Verfolgungsdruck ging zwar nach 1945 ebenso wie die gerichtlichen Verurteilungen allmählich zurück, doch gab es allenfalls Duldung für Prominente wie den Außenminister Heinrich von Brentano oder die Schauspieler Hubert von Meyerinck und Gustaf Gründgens. In den 1950er Jahren wurden immer noch Tausende von Männern aufgrund des § 175 StGB verurteilt, einfach weil sie homosexuell waren. Sie wurden kriminalisiert und in ihren privaten Kreisen, an ihrem Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit unmöglich gemacht. Öffentliches Aufsehen erregte 1961 der Prozess gegen Helmuth von Grolman, den ersten Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages: Grolman wurde bezichtigt, sexuelle Beziehungen zu einem 17-jährigen Kellner zu haben – hier kam also strafrechtlich die Minderjährigkeit zum Tragen. Dass Grolmans Beziehung überhaupt entdeckt wurde, lag daran, dass die Freundin des jungen Mannes sein Tagebuch gefunden und ihn verraten hatte. Beide Beschuldigte versuchten, sich das Leben zu nehmen, kamen aber davon. Aus Grolman, dem hochdekorierten Offizier zweier Weltkriege, dem Karrierebeamten,

dem Familienvater mit fünf Kindern wurde ein geächteter Außenseiter, der nie wieder ein öffentliches Amt übernehmen konnte. Die Presse schlachtete die Affäre aus, und der »Spiegel« wusste zu berichten, dass sie bis 1935 noch nicht einmal strafbar gewesen wäre, weil es dazu des Nachweises des Geschlechtsverkehrs bedurft hätte.

Mediziner und Psychoanalytiker trugen das Ihre dazu bei, Homosexualität zu ächten und Homosexuelle zu Außenseitern zu erklären. Namen wie Hans Bürger-Prinz oder Hans von Hentig stehen für Positionen, die Homosexualität als abnorm oder asozial disqualifizierten. Für Hans von Hentig waren Homosexuelle geistesgestört und potenzielle Kriminelle, was er nicht nur an Männern, sondern auch an lesbischen Frauen festzustellen meinte. Darum war er auch dafür, den § 175 StGB auf Frauen auszudehnen. Zu seinen empirisch gesicherten Erkenntnissen gehörte, dass unter homosexuellen Männern doppelt so viele Linkshänder zu finden waren wie unter heterosexuellen.

Hans Bürger-Prinz, der vor allem wegen seiner Eigenschaft als zuverlässiger ideologischer Gefolgsmann in der Zeit des Dritten Reiches Professor geworden war, hatte in dieser Zeit viele Homosexuelle begutachtet, mit fatalen Folgen. Er hatte auch Menschen mit psychischen Erkrankungen im Sinne der »Euthanasie« in den Tod geschickt, und er hatte traumatisierte Soldaten zu Simulanten erklärt, die oft den Freitod statt der Todesstrafe wählten. In der Bundesrepublik inszenierte sich Bürger-Prinz als Halbgott in Weiß und wurde auch so gefeiert, obwohl man von seiner Verstrickung in die nationalsozialistische »Gesundheitspolitik« wusste. Bürger-Prinz galt als unanfechtbarer Experte der Kinder- und Jugendpsychiatrie und eben auch als Koryphäe der »Sexualwissenschaft«. Für Bürger-